

Gips. Ich schaue mir diese glücklichen Leute an. Es ist, als würde ich durch ein Bilderbuch blättern. So viel Freude. Ich ertrage das nicht und schließe kurz die Augen. Die Worte meiner Mutter dringen zu mir durch.

»Ja, hat sich bestätigt ... genau ... nächste Woche wahrscheinlich ... nein, ich kann nicht fahren. Wir kommen mit dem Zug und holen das Auto ein andermal ab ... bis später.« Sie legt auf, strafft die Schultern und hat endlich aufgehört zu weinen. »Wir fahren heim und besprechen alles. Komm jetzt.«

Sie gefällt mir besser, wenn sie einfach die Entscheidungen trifft. Schließlich ist *sie* die Mutter, nicht ich.

Wir verbringen den Abend zu dritt. Auch Papa weint, aber nur kurz, dann wird er wieder pragmatisch und zückt seinen Terminkalender. Damit kann ich umgehen. Wir setzen uns um den niedrigen Wohnzimmertisch auf die weiße Couch und beginnen zu planen.

»Die Ärztin hat vorgeschlagen, dass die Therapie möglichst Anfang nächster Woche startet und der Lymphknoten vorher rauskommt. Sina muss stationär bleiben, mindestens eine Woche. Es gibt ein Gästehaus für Eltern. Eine Person sollte immer mitfahren.«

Ich höre nur zu. Meine Aufgabe ist mal wieder, alles auszuhalten. Um den Rest sollen sich die Erwachsenen kümmern. Auf meiner neuen Schule habe ich eh noch keine richtigen Freundinnen gefunden, da ist es auch nicht so schlimm, dass mein Krankenhaus etwa zwei Autostunden weit weg ist. Lisa, meine beste Freundin, macht ein Auslandsjahr in den USA. Ihr muss ich es sagen, sonst niemandem. Mit dem Turnen konnte ich in den letzten Monaten noch nicht wieder anfangen, weil ich zu schlapp war.

Ich spiele an den Bändern meiner gemütlichen Hose. Diese Hosen, denke ich, die werde ich jetzt wieder öfter anziehen. Eine einzelne Träne steigt mir ins linke Auge und ich zwingen mich, sie nicht wegzuwischen. Ansonsten werden meine Eltern darauf aufmerksam, die gerade heiß darüber diskutieren, wie sie meine Betreuung am besten aufteilen und wie sie das mit den Jobs klären. Ich streiche mir über mein nachgewachsenes Haar, das mir bald ausfallen wird. Nicht so schlimm, denke ich bitter. Alles nicht so schlimm.



# Luise



Jakob zieht den Rollkoffer hinter sich her in das Doppelzimmer. Die Sonne scheint und weil die Kinderkrebstation im vierten Stock liegt, ist es hier oben überall unerträglich heiß. Ich schwitze. Die Stelle unter meinem Schlüsselbein, wo gestern der Port eingesetzt wurde, schmerzt. Ein großes Pflaster klebt darüber. Hinter meinem Bruder mit dem Koffer laufen meine Eltern, und Mama beginnt, überschwänglich das Zimmer zu loben.

»Schau mal, Luise, was für eine schöne Aussicht du hast!« Sie tritt zum Fenster und schüttelt die roten Locken, tut so, als ginge es um einen Hotelbesuch und um eine besonders gelungene Ausstattung.

Aber ich sage nichts. Meine Eltern hatten es die letzten Wochen schwer genug.

Jakob grinst mich an. »Fensterseite«, sagt er und knufft mich.

»Au!«, rufe ich und boxe zurück.

»Jakob! Vorsicht!«, mahnt mein Vater. Seit der Krebsdiagnose vor einigen Wochen behandeln mich alle, als wäre ich aus Porzellan. Und seit vor zwei Wochen die erste Chemo lief, sowieso.

»Schon okay«, winke ich ab und lasse mich auf das Bett an der Fensterseite fallen. Sonne fällt in meine Augen und ich kneife sie rasch zusammen. Das andere Bett, auf der Seite mit den geschmacklos braunen Einbauschränken, ist im Moment weg. Meine Mitbewohnerin ist demnach irgendwo im Haus unterwegs. An den Fenstern kleben alte Window-Color-Bilder, wohl so fest, dass niemand sie jemals entfernen wird. Ein kläglicher Versuch, die Kinderstation bunt zu gestalten, aufgesetzte gute Laune auch an den Fensterscheiben.

Meine Eltern lassen sich auf den beiden Stühlen nieder, die um einen Tisch stehen.

Jakob flätzt sich zu mir aufs Bett. »Und jetzt?«, fragt er.

»Warten«, sage ich und streiche mir gedankenverloren durch die roten Locken.

Einzelne Haare bleiben zwischen meinen Fingern hängen. Mein Haaransatz ist seit den ersten Chemo-Medikamenten ein Stück nach oben gerutscht. Schnell ziehe ich die Hand zurück.

Meine Mutter guckt sich verständnislos um. Sie war bei meiner ersten Chemo vor zwei Wochen nicht dabei, insgesamt sind mindestens sechs Chemo-Zyklen geplant.

Jetzt bin ich erst beim zweiten.

Dass meine Eltern gemeinsam hier sind, an einem Ort, in einem Raum, ist ein Wunder. Seit der Trennung vor zwei Jahren vermeiden sie jede Begegnung. Und ausgerechnet jetzt hat sich herausgestellt, dass der angeblich gutartige Hirntumor in meinem Kopf bösartig war. Sie versuchen wirklich, sich zusammenzureißen, aber ich sehe, wie schwer es meinem Vater fällt, Mama in diesem Moment nicht zurechtzuweisen.

»Es dauert eine Weile, weil sie mir noch Blut abnehmen müssen, um verschiedene Werte zu checken.«

»Ah ...«, sagt meine Mutter etwas verwundert.

»Weil die Therapien diese Organe belasten und die weißen Blutkörperchen wichtig für das Immunsystem sind«, fährt mein Vater dazwischen und schiebt seine Brille nervös nach oben. Er hat sich gut eingelesen.

»Und sogar wenn die Werte da sind, dann muss die Therapie frisch herbestellt werden und letztes Mal waren es drei Tage, bis es hier überhaupt losging.«

»Ach ja.« Sie nickt und zieht die blasse Stirn kraus. »Das hat gedauert, bis du den Termin hattest, richtig.«

»Genau. Aber jetzt habe ich ja den Port«, ich deute auf das Pflaster unter meinem Schlüsselbein, »der sitzt unter der Haut und ab sofort bekomme ich die Therapie immer darüber.«

Mutter aufgeklärt, alle sind jetzt auf demselben Stand.

Jakob nickt bekräftigend. Er ist zwei Jahre älter als ich, und als nach der OP vor wenigen Wochen bei der Biopsie rauskam, dass es entgegen der Erwartungen ein bösartiger Tumor ist, hat er sich durch das ganze Internet gegoogelt, um mir zu helfen. Krebsdiagnose mit sechzehn. So habe ich mir mein Teenagerleben bestimmt nicht vorgestellt.

Ich selbst verbiete mir Google. Ich will keine Prognosen und Chancen sehen. Die Ärztin hat mir gesagt, dass ich gute Chancen habe, auch wenn mein Alter für diesen Hirntumor ungewöhnlich ist. Die meisten anderen Patienten sind deutlich jünger. Diese Infos reichen mir. Jakob erzählt mir nichts von seinen Google-Ergebnissen, sondern nur, was gegen Übelkeit besser helfen kann und wie ich meine Mundschleimhaut pflegen soll, damit sie durch die Medikamente nicht kaputt geht.

Ich stehe wieder vom Bett auf und beginne, meinen Koffer auszupacken.

Sofort drängt sich Mama dazwischen und will das übernehmen.

»Christiane!«, zischt mein Vater. »Lass sie ...«

»Aber hör mal ...«, beginnt sie, doch Jakob ist es, der dazwischengeht.

»Alle beide, stopp jetzt!« Sein Ton ist durchdringend. »Gebt euch Mühe!« Er funkelt sie aus seinen dunklen Augen böse an.

Schuldbewusst blicken sich meine Eltern kurz ins Gesicht. Sie wollen das nicht, aber immer wieder geraten sie in Streit.

In dem Moment kommt zum Glück eine Schwester rein, die ich noch nicht kenne.

»Hallo, Luise«, begrüßt sie mich und zwinkert mir zu. »Ich bin Hatice und ich bin bis heute Abend da. Brauchst du etwas?« Sie stellt eine Mundspülung auf den kleinen Tisch.

»Nee, danke«, sage ich. »Wann starten wir denn?«

Hatice seufzt. »Im Moment ist viel los auf der Station, und Frau Dr. Fenn sitzt unten in der Ambulanz. Der Port sollte besser von einer Ärztin angestochen werden.«

Das klingt tatsächlich nach Warten. Vielleicht geht es wieder erst morgen los.

»Kann ich mich denn unten in die Ambulanz setzen und den Port anstechen lassen?«

Meine Eltern starren mich an. »Schatz, willst du es nicht etwas ruhiger ...« Meine Mutter beendet den Satz nicht.

»Ich bin doch fit. Wenn es schneller geht, setze ich mich in die Ambulanz, Frau Fenn soll die Portnadel reinstechen und dann geht es weiter mit Blut abnehmen und hoffentlich bald Chemo.«

Hatice lächelt und nickt meinen Eltern zu. »Sie hat es kapiert.«

»Dann geh ich runter. Ich werde die nächsten Tage eh so viel an Schläuchen hängen, noch kann ich selbst rumlaufen.«

Meine Mutter seufzt, mein Vater schaut sie böse an, und Jakob rollt mit den Augen. Und dann trotten alle drei hinter mir her zum Aufzug.



## Ella



Ich habe es noch immer nicht geschafft aufzustehen. Leute verschiedenen Alters hetzten an mir vorbei oder humpeln, Ärztinnen in Kitteln und Pfleger in blauen Anzügen. Die Luft hier im Flur ist schlecht, zum Schneiden dick, aber jetzt weiterzugehen würde alles nur real machen. Ich habe meinen dunkelbraunen Zopf geöffnet, damit ich mein Gesicht hinter dem langen Haar verstecken kann.

Eben habe ich meine Onkologin Frau Dr. Kowalski kennengelernt. Groß, blonde Haare, ruhig und nicht sehr alt. Sie wirkt kompetent auf mich, auf jeden Fall im Gegensatz zu dem Chirurgen, der mir gestern die Nachricht verkündet hat.

*»Werfen Sie die Flinte nicht ins Korn, Frau Bauer, das kann schon wieder werden. Achtzig Prozent in Ihrem Alter schaffen es.«*

Seitdem geistert die Zahl durch meinen Kopf. Zwanzig Prozent schaffen es nicht. Was, wenn ich zu diesen zwanzig Prozent gehöre?

Die Onkologin im fensterlosen Sprechzimmer hat nicht über Zahlen gesprochen, sondern über Therapien. Die Wachstumsquote ist nicht sehr hoch und wir müssen erst in zwei, drei Wochen starten. Sie hat mir einen Termin im Kinderwunschzentrum gemacht, ich soll Eizellen einfrieren. Chemotherapie macht oft unfruchtbar. Das wusste ich nicht. Morgen gehe ich hin, in diese besondere Klinik.

Ich schließe meine Augen und höre zwei Ärzte im Gespräch an mir vorbeihetzen. *»Leukozyten niedrig ... halbe Dosis ... bald ...«*

Mein Knie piket, aber der Schmerz, den ich vor zwei Wochen hatte, der ist weg. Meine Lider sind so schwer, ich kann meine Augen nicht öffnen. Ich muss meinen Eltern Bescheid geben und meinen Freundinnen, ich muss die Uni informieren und meinen Job kündigen. Nur meine WG weiß bisher, dass mein plötzlicher Knieschmerz keine Sportverletzung war, sondern ein richtig großer Tumor im Knie, im Knochen. Alles geht so schnell. Schmerzen, MRT, Biopsie, immer wieder die Versicherung, dass es bestimmt